

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 7

Artikel: Die Schmiedjungfer [Fortsetzung]
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 7 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 14. Februar 1920

Die Heilige Allianz.

Ein Rumpelkammeridyll.

Von J. V. Widmann.

Ein alter Lehnstuhl und ein Soliant,
Die Bibel, doch in Kalbshaut eingebunden,
Verbrachten würdig mehr als amüßant
In stiller Kammer ungestörte Stunden.

Sie lehnten aneinander sich zumeist,
Wie sich Betrunkne wechselseitig stützen,
Und waren voll Gesinnung, arm am Geist,
Doch scharf bedacht, einander stets zu nützen.

Da flog ein Schmetterling von ungefähr
Bei lauer Frühlingluft in diese Kammer.
Woher er kam, nicht kündet's unsre Mär!
Wie groß war der gestörten beiden Jammer!

Der Lehnstuhl sprach und knarrte laut vor Stolz;
„Auf mir hat mancher Schultheiß einst gesessen;
Jetzt kriedcht mir dieser Fremdling übers Holz,
Und da und dort ist's leider wurmzerfressen.“

Der Soliant auch schimpfte: „Was ist das?
Er regt den Staub mir auf, der freche Salter,
Und wie er zickzack tanzt, ganz ohne Maß,
Statt nach dem alten Metrum hier im Pfalter!

„Wo bleibt Religion und wo Moral?“
So riefen beid' in unerhörten Klagen.
Zu enden kurz und einfach den Skandal,
Beschlossen sie, den Salter — tot zu schlagen.

„Da wir schon wacklig sind, bedarf's nicht viel;
Wir geben etwas nach, wenn er dazwischen.
Geheiligt wird das Mittel ja durchs Ziel;
So müssen wir zerquetschend ihn erwischen.“

Das Mittel war nicht schlecht; doch was geschah?
Hohlpolternd stürzen freilich hin die beiden;
Die „Stützen der Gesellschaft“ lagen da. —
Der Schmetterling flog fort zu blum'gen Häiden.

(„Gedichte“, Verlag Huber & Cie., Frauenfeld.)

Die Schmiedjungfer.

Eine Bergdorfgeschichte von Meinrad Lienert.

Nun war es mit des Schmieds Feierabendherrlichkeit vorbei. Er blätterte wohl noch im Kalender und begoß seine Blumen; aber es geschah alles mit einer innern Unruhe und nicht mehr mit jener aller Welt wohlthuenden Behaglichkeit, die aus zufriedenen Herzen kommt. Das Bargeld in seinem Geldkästlein ward immer spärlicher. Es ging für den täglichen Haushalt mehr hinaus, als aus der Schmiede hineinkam. Die Schmiede, in der sein Gefelle mit einem zeitweisen Gehilfen allein wirkte, brachte immer weniger ein. Zudem wurden die Rechnungen gar so langsam bezahlt. Die Leute, die oft nicht rasch genug zu bedienen waren, ließen sich dann mit dem Bezahlen alle Zeit. Der sonst so wohlthätige Zuschuß aus dem Frauenvermögen,

der immer eine gewisse Flut in das ebbende Geldläblein gebracht hatte und der jetzt sowieso nur zur Hälfte ins Schmiedhaus kam, war mit des Schmieds geringen Ersparnissen zu den zwängenden Töchtern gewandert. Und diesen fiel es nie ein, die Anleihen, die sie beim Alten gemacht hatten, jemals zurückzubringen. Wohl ließ er sie heimlich mehrmals durch Bethli mahnen. Aber die Magd kam immer mit leeren Händen von diesen Botengängen zurück.

Es mochte ein Vierteljahr vergangen sein, seitdem der Schmied Kleinhaus die Zwillinge seines Rätherli aus der Taufe gehoben hatte. Trüber Gedanken voll, saß er eines Abends auf seinem Hausbänklein vor dem Schmiedhaus. Das Pfeifchen war ihm ausgegangen, und leise brummte

er immer wieder in sich hinein. Es würgte ihn etwas, das er nicht schlucken konnte. Er hatte vor einigen Tagen auf sein altes Haus eine Hypothek aufnehmen lassen müssen, nur damit er die Warenlieferanten für die Schmiede und die aufgelaufenen Schulden in Ordnung bringen konnte. Ihm wurde eben nicht so lange gewartet, wie man ihn mit der Bezahlung warten ließ. „Ich werde den Schuldbrief wieder ablösen, ich werde ihn wieder ablösen,“ redete er vor sich hin. „Die Zinsen vom Frauenvermögen sind bald fällig; dann kann ich's machen. Und langt's nicht, so will ich selber nochmals eine Zeitlang in die Schmiede stehen. Denn mehr darf ich meinem Haus nicht aufladen; es erträgt's nicht. Ich läge so bald im Ruhsot. Doch soweit kommt's gottlob nie; das Bethli muß bald kommen, dann läßt sich's machen. Darnach aber will ich besser zu meiner Sache schauen, sonst müssen mich die Schwiegeröhne noch ganz aus.“ Er hatte Bethli, die junge Magd, eben zum Gemeindefschreiber nach seiner seit einigen Tagen fälligen Zinshälfte vom Frauenvermögen ausgeschickt. Es war ihm sowieso unverständlich, daß ihm das Zinstreffnis vom Waisenamt nicht wie sonst, genau auf den Tag, ins Haus gebracht worden war. Doch hatte er nicht zu schnell mahnen mögen, da man sonst schon über seine mißlich werdenden Verhältnisse im Dorf herumredete. Nun mußte ja das ersehnte Geld alle Augenblicke eintreffen. Er wollte es morgen gleich zur Sparkasse nach Nidach tragen, sein altes Haus wieder zu entlasten. Bei diesem Gedanken erhellte sich sein Gesicht ein wenig. Er begann in der Westentasche nach einem Zündhölzchen herumzugrubeln, um sein ausgegangenes Pfeifchen in Brand zu stecken.

Da fuhr bescheidenlich und ohne hüft und hott und Peitschenknall ein Handwägelchen um die Ecke und hielt vor seiner Kellertüre an. Verwundert schaute der Alte auf das Gefährt und den Küferknecht, der dabei stand. „Was willst du?“ — „He,“ machte der Küfergeselle, „der geschmalzte Hobel — der Schreiner Gagelmann, will ich sagen, schickt mich. Ich solle das Faß Burgunder wieder aus Euerem Keller holen, das er Euch seinerzeit habe zuführen lassen. Er sei gerade am Rotwein ausgekommen, und so müsse Euer Faß aushelfen. Ihr hättet es ja noch nicht einmal anstecken lassen, habe ihm seine Frau gesagt. Uebrigens wolle er's wohlgefüllt wieder zurückschicken, sobald es leer sei.“ — Der Alte lachte schrill auf. Und sein Pfeifchen an der Hausmauer ausklopfend, rief er mit bebender Stimme: „Sofel, Sofel!“ — „Was gibt's, Meister?“ fragte sein Geselle, aus der Schmiede tretend. — „Hilf dem Küferknecht da das Faß, das im Keller neben dem Erdäpfelpferch liegt, wieder aufladen. Der Gagelmann hat Durst. Es soll ihm wohl bekommen. Ich habe keinen Tropfen daraus getrunken.“ Bald wurde das Faß unter Ach und Krach und unter Fluchen und Donnerwettern aufs Handwägelchen gewälzt. Der Schmied sah gilstmirgleich zu und rührte keine Hand. Nur seine Lippen gingen beständig lautlos auf und zu, und aufgeregt kaute er an seiner Zunge. Und als der Küferknecht sich geheimnisvoll an ihn herannahete, nachdem sich der Geselle wieder in die Werkstätte verzogen hatte, herrschte er ihn an: „Was hast du denn da heranzuschleichen, was fehlt dir noch?“ — „Kleinans, nichts für ungut,“ machte halbblaut der Knecht; „aber die

Frau Gagelmann, Eüere Tochter, hat mir gesagt, ich solle Euch von ihr schön grüßen lassen und ob Ihr nicht so gut wäret, ihren Kindern das versprochene Patengeschent von zwanzig Franken zu geben. Ihr hättet es damals nach der Taufe vielleicht vergessen.“ Der Alte sah ihn erst verständnislos an. Dann sagte er seufzend: „Jesus, Jesus, so eine Gans! Läßt sie mich durch fremde Leute ans Patengeschent erinnern. Ja,“ machte er, zündrot werdend, „'s ist wahr, ich vergaß es; denn ich habe ihr an jenem Tage sonst schon ein schönes Sümmchen einbinden müssen. Sakerlot abeinander!“ knirschte er auffahrend. „Wart einen Augenblick; ich will dir die zwei Dublonen mitgeben.“ Er machte sich aus dem Borgärtlein und polterte in die Stube hinauf. Doch als er dort die Schublade wütend herausriß und mit hastiger Hand ins geschweifte Geldlädlein fuhr, erblickte er: kein Rappen war mehr im Kästlein. Wie niedergedonnert stand er lange davor. Dann schoß er ans offene Fenster und rief hinunter: „Fahr nur ab! Ich will der Frau Gagelmann das Patengeschent gleich durch das Bethli zuschicken.“ Und damit schloß er das Fenster und warf sich müde und matt auf die Ofenbank. „Nicht ein roter Rappen Bargeld ist mehr im Hause. Wie ein Vogelneß haben sie mich ausgenommen, und,“ er schlug zornig auf den Tafeltisch, „und das ist das Himmeltraurige: 's nützt doch alles nichts; sie hausen doch hinterwärts. Aber nun soll's anders kommen. Das Patengeschent sollen Kätherlis Kinder noch haben, ich bin's ihnen schuldig; darnach . . .“

Es kamen gedämpfte, schier schüchterne Schritte durchs Haus hinauf. „Das Bethli,“ machte der Alte, „das war Hilfe in der Not. Es ist doch heillos geschämig und ein trostloser Zustand, keinen Rappen im Haus zu haben. Wie muß es da den armen Leuten das ganze Jahr, das ganze Leben hindurch zumute sein. Je länger ich die Welt und das Leben betrachte, desto eher kann ich's verstehen, daß ein armer Teufel etwa eine Faust im Sack macht, wenn er nach dem überladenen Tische so manches herzlosen Faulenzers schaut.“ Er trampfte an die Türe und riß sie auf: „Flink, Bethli, flink! Bring doch das Geld einmal! Dent dir, ich vergaß heigott Kätherlis Kindern den goldenen Taufbaken zu geben.“

„Meister, guter Meister,“ machte kleinlaut die junge Magd und sah den Alten scheu an, „müht nicht böse werden; aber der Gemeindefschreiber hat mir das Geld nicht gegeben.“

Der Schmied schaute sie verwundert an. „Nicht gegeben? Ja, warum denn nicht? Hat er denn nicht einmal dies Sümmchen beisammen; der Verfalltag ist doch schon seit ein paar Tagen vorüber.“

„Meister, er hat halt,“ das Bethli schneuzte sich recht umständlich, „er sagt halt, wißt Ihr,“ stotterte sie, „er meint halt . . .“

„Herrschaftabeinander, red doch einmal! Bist doch sonst Schnabels genug.“

„Ach, wißt halt, Meister, er hat gesagt,“ sie dämpfte ihre Stimme, daß sie schier unhörbar wurde, „er sagte, er könne Euch das Zinstreffnis nicht mehr zustellen, da Eüere Schwiegeröhne die Aushingabe des Frauenvermögens verlangt haben. So leid es dem Waisenamt täte, es lasse sich nichts dagegen machen. Das gesamte mütterliche Vermögen

werde nächstens an die volljährigen Töchter und ihre Männer, als deren natürliche Vormünder, ausgefolgt werden. Ach Meister, ach Meister, nehmt's Euch doch nicht so sehr zu Herzen!"

Der Alte hatte sich, freidebleich, erst an der Wand mit beiden Händen gehalten; dann ließ er sich ächzend auf eine Stabellie fallen.

„Bethli,“ machte er dumpf, „Maitli, du hast dich überhört. Es kann nicht sein. So herzlos sind meine Kinder nicht. Der Gemeindefschreiber hat gewiß gesagt, sie möchten nun auch noch etwas von meiner Zinshälfte haben. Aber daß sie gleich das Vermögen herausverlangen, und das ganze dazu, meine einzige Hilfe für die alten Tage, das kann ewig nie sein. Geh nochmals hin, Kind! Du hast den Gemeindefschreiber nicht richtig verstanden.“

„Meister,“ sagte tiefbetrübt das Bethli, „er hat gesagt, sie hätten das Recht dazu; man könne leider nichts machen.“

„Das Recht dazu,“ machte der Alte gesenkten Hauptes, „ja, ja, das haben sie. Gott behüte mich, daß ich das in Abrede stelle. Aber das Herz dazu, nein, Bethli, da sei nur ruhig, das haben sie nicht und niemals. Das tun meine Kinder mir altem Mann nicht an. Ich bin immer gut mit ihnen gewesen. Sie bekamen, was sie wollten, und konnten machen, was sie wollten, das weißt du. O Bethli, was denkst denn du! Niemals, Kind, niemals.“ Er lachte gezwungen auf und begann Zündhölzchen am Stein anzustreichen. Sie wollten nicht brennen; er paffte umsonst mit geistesabwesenden Augen immer am Pfeifchen.

Jetzt fing die Magd leise zu weinen an und hielt die Schürze vor die Augen.

„Was flennst du?“ herrschte er sie an. „Ist ja alles dummes Zeug. Wie kannst du denn glauben, daß die eigenen Töchter einen berauben könnten.“

„Ach, Meister,“ schluchzte sie, „nun muß ich's doch einmal sagen; denn ich bin nicht besser als sie; ich habe auch falsch und hinterrücks an Euch gehandelt. Schon seit bald zwei Monaten bezog ich die Spezereiwaren aus dem Laden Euerer Tochter Portiunkula, ohne sie zu bezahlen. Ich hatte eben schon lange keinen Rappen Haushaltungsgeld mehr, und als ich von Euch welches wollte, schnarchtet Ihr mich ab: das ewige Geldhergeben verleihe Euch, sagtet Ihr; es hange Euch immer alles am Saß. Da wagte ich nichts mehr zu sagen und nahm die Ware bei der Frau Pipenhener, Euerer Tochter, immer auf Borg. Ich dachte, wenn Ihr das Geld aus der Waisenlade habt, von dem Ihr immer zu Euch selber sprachet, so wolle ich dann schon reden und alles in Ordnung bringen. Aber nun haben wir rein nichts mehr im Hause. Ich weiß nicht, wie ich Euch ein anständiges Nachtesseu herriichten soll; habe Euch die letzte



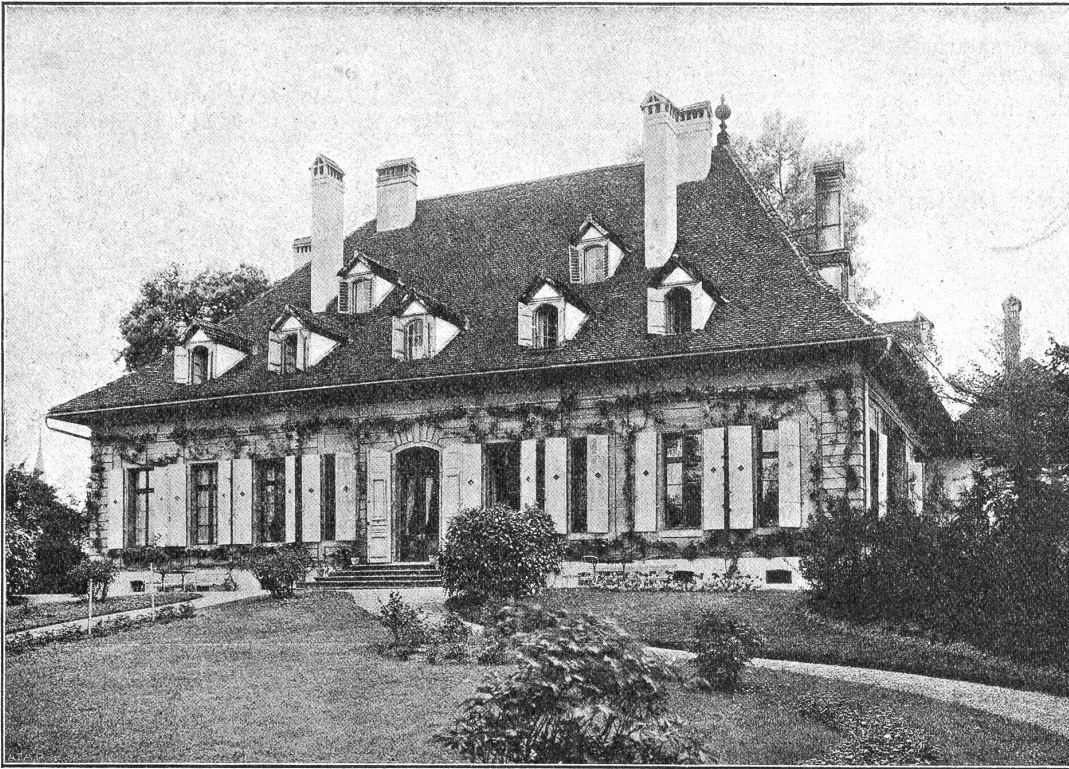
Hieronimus
Herr zu Kindelbanck,
Matstetten, Seedorf
des Rothens, Adlers
Schultheiß der Stadt
Hno. Rom. Keys- und Cäs. Könige May
General Feld- u. Marschal. Leute, auch
General v. Erlach
Orten, Bariswil,
und Thunstetten,
und S. Äuberti Ordens Ritter
und Republik Bern.
Carl des VI. Wurekl. Cammer Herr
Obrister über ein Regiment Fusvolk.
Gegeben den 18. Februario 1748
Ergeben im 1748

General Hieronimus v. Erlach (1667—1748), Schultheiß der Stadt und Republik Bern, Erbauer der Schlösser Chunzstetten, Hindelbank und des Erlacherhofes in Bern.
Ulrich E. v. Rodt, Bern im XVIII. Jahrhundert. Verlag H. Francke, Bern.

Zeit schon schmal genug gehalten. O, so eine Magd, so eine Magd!"

„Sei ruhig, Bethli; tu nicht so einfältig,“ machte halblaut, verwirrt, der Alte. „Es ist ja alles nicht so, kommt alles gut heraus; 's ist jedenfalls nur ein Mißverständnis. Und nun lauf zur Portiunkula! Sie hat ja Zeugs genug im Laden und nimm ruhig weiter auf Borg. Es wird alles bezahlt, alles bezahlt.“

„Meister, Meister, nehmt's nicht schwer auf,“ schluchzte das Bethli; „ich bin auf dem Heimweg vom Gemeindefschreiber beim Spezereiladen Euerer Tochter vorbeigegangen und hab ein Pfund Nudeln und ein Stück dürrer Speck verlangt. Da hat sie mir die Türe gewiesen und gesagt, wir hätten eine Schandwirtschaft; ich sei eine Heifelnäscherin und bringe Euch zu armen Tagen. Ich solle sie einmal zahlen; sie bekäme auch nichts umsonst und gebe nun auch



Schloss Thunstetten. Erbaut nach den Plänen des französischen Architekten Abeille von Hieronymus von Erlach (1718).

nichts mehr umsonst. Aber,“ sie tat einen erschrockenen Blick auf den Schmied, „aber nein, Meister, laßt Euch nicht so aufbringen. Verzeiht mir, der Tausendgottswillen, daß ich Euch einen Augenblick so plagen konnte; doch,“ machte sie, die Tränen rasch aus den Augen wischend, „es hat mich so beelendet, daß es Euch so hart geht. Meister, Meister, bleibt hier!“ schrie sie. „Ihr müßt zu Nacht essen!“

Der Schmied war mit einemale aufgefahren. Er verschüttelte ein paarmal seinen mächtigen, schier kahlen Schädel und fuhr dann, bebend vor Wut, zur Stube hinaus.

„Meister, Meister!“ schrie ihm die junge Magd nach, „bleibt doch, der Tausendgottswillen!“

Aber der Alte polterte die Stiege hinunter, fuhr zum Haus hinaus und stampfte nun mit langen Schritten, den grauen Bart immerfort streichend, durchs Dorf hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Hieronymus von Erlach und seine Landschlösser in Thunstetten und Hindelbank.

Der glänzendste Vertreter der alten mächtigen Republik Bern, wie der Burgdorfer Defan J. R. Gruner in seinen „Deliciae Urbis Bernae“ und Sigmund von Wagner in den „Novae deliciae Urbis Bernae“ sie uns schildern, ist — äußerlich wenigstens — unzweifelhaft der General und Schultheiß Hieronymus von Erlach (1667 bis 1748), der Erbauer der Schlösser Thunstetten und Hindelbank und des Erlacherhofes in Bern. Nach damaliger patrizischer Sitte begann er sehr jung in der Schweizergarde in Paris seine militärische Laufbahn. In österreichischen Diensten stieg er von Stufe zu Stufe. Als hoher Offizier kehrte er in die Heimat zurück, wurde aber bald darauf als Gesandter nach Wien geschickt, wo er sich in hohem Maße

die Gunst des Kaisers Leopold I. und Josef I. erwarb. Mit dem Rang eines Feldmarschall-Leutnants und dem Titel eines Reichsgrafen* und Kaiserlichen Kammerherrn nach Bern zurückgekehrt, wurde er 1712 zum zweitenmal nach Wien gesandt. Es gelang ihm hier, den Kaiser von einer Unterstützung der Katholiken im zweiten Toggenburgerkriege gegen die Reformierten abzuhalten. 1713 kämpfte er wieder in der kaiserlichen Armee, wurde aber 1715 Mitglied des täglichen Rates und 1721 sodann Schultheiß der Stadt und Republik. Bevor ihn der Rat an die Spitze des Staates berief, erhielt er die Landvogtei Narwangen und hernach das Amt

eines Welschsedelmeisters. Er zeichnete sich in Staatsgeschäften durch Einsicht und Gewandtheit aus.

Die Heirat mit der Tochter des reichen Schultheißen Willading brachte ihn 1718 in den Besitz eines Vermögens von 1,300,000 Bernerpfund und der Herrschaften Urtenen, Mattstetten und Wylhof (Hofwil). Dazu erwarb er sich 1719 durch Tausch gegen die Herrschaft Illswil von der Stadt Bern jene von Seedorf und durch Kauf die von Bärswil und Hindelbank. Schon während der Zeit, da er die Landvogtei in Narwangen verwaltete, hatte er den Zwing von Thunstetten an sich gebracht und hatte daselbst 1713 den Bau seines ersten Schlosses, nahe bei der Kirche der alten Johanniterkommthurei, begonnen. Kurz nach seiner Wahl zum Schultheißen schritt er zum Bau seines zweiten, größeren Schlosses. Das Hindelbanker Schloß, „im Winkel“ südlich des Dorfes, inmitten seiner Herrschaften gelegen, wurde 1724 vollendet. Es war für einen geradezu fürstlichen Haushalt berechnet und entsprach dem Reichtum und der Prachtliebe des Generals und Schultheißen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts zählte man auf bernischem Landgebiet außer den 84 Herrschaften, die irgend ein obrigkeitliches Hoheitsrecht in sich schlossen, etwa 200 patrizische Privatlandsitze, sogenannte „Campagnen“. Diese waren zumeist auf irgend einer aussichtsreichen Hügelkante in der Stadtnähe gebaut und für den herrschaftlichen Sommeraufenthalt berechnet. Mit der Zeit bildete sich für diese Herrschaftsitze ein Stil heraus, den man heute etwa mit „Bernier Landhausstil“ bezeichnet. Die engen politischen Beziehungen, die das damalige Bern mit Frankreich pflog, brachten es mit sich, daß die Baukunst, die sich bei diesen Landschlössern betätigte, sich im engsten Zusammenhang mit der französischen Architektur entwickelte.*

*) Eine formschöne, tieferschürfende Darstellung dieser Entwicklung liegt uns vor in der Monographie: „Bernier Landsitze des XVII. und XVIII. Jahrhunderts“ von Dr. R. Kiefer, erschienen in der von der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler herausgegebenen Sammlung „Kunstdenkmäler der Schweiz“ (Verlag von Artur U. G. in Genf, 1918). Das Werk enthält außer dieser Skizzierung der